

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 36 (1956-1957)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BÜCHER-RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Ein Standardwerk über Karl den Fünften

Das posthum erschienene Werk *Royal Tylers* bildet eine epochale Bereicherung der an sich schon umfangreichen Literatur über Karl V. Es verdient auch volle Aufmerksamkeit in der Schweiz, schon durch das empfehlende Vorwort *Carl Burckhardts*, aber auch, weil der amerikanische Verfasser geraume Zeitabschnitte seiner internationalen Laufbahn in unserem Lande, und zwar meist in Genf, verlebt hat. Es war denn auch sein Amtskollege, *Arthur de Breycha-Vauthier*, heute Chef der Bibliothek im Palais des Nations, der es sich angelegen sein ließ, die Herausgabe des von Tyler hinterlassenen Manuskripts durch einen angesehenen englischen Verlag zu besorgen¹⁾.

Das Tyler-Buch über Karl V. verdient in mehrfacher Hinsicht ein weit überdurchschnittliches Interesse. Da ist zunächst die Seltenheit des Falles, daß ein Amerikaner ein Geschichtswerk über eine spezifisch europäische Epoche und Persönlichkeit schreibt, die dem, was man gemeinlich unter «amerikanisch» versteht, fremd, ja antipod sein müßten. Um so verdienstlicher die weitgehende Einfühlung des Verfassers in den Geist einer Epoche, da Amerika gerade erst entdeckt war. Für solche historische Einfühlung — so wichtig für den echten Geschichtsschreiber — boten allerdings Lebenslauf und Berufstätigkeit Tylers die allergünstigsten Voraussetzungen, war er doch durch lange Jahre «Editor of Calendar of State Papers», jener monumentalen historischen Dokumenten-Sammlung, welche das britische Home-Office zu London herausgibt. Innerhalb dieses Unternehmens besorgte Tyler die spanischen Dokumente der Regierungsepoke Eduards VI. und der Königin Mary. Durch diese intensive Betätigung in den britisch-spanischen Staatsarchiven ist nun wohl die überragende Persönlichkeit Karls des Fünften in den Brennpunkt von Tylers

historischem Interesse, aber auch seiner menschlichen Anteilnahme getreten. Im Hauptberufe hoher Funktionär in den verschiedenen internationalen Organisationen (Völkerbund, Unrra, Vereinte Nationen etc.) hat dieser 1953 verstorbene Historiker am Faden der heutigen Geschichte verdienstlich mit- und weiter-spinnen dürfen. Seines Lebens wahrer Sinn, seiner angeborenen Natur als Geschichtsschreiber volle Erfüllung fand Tyler aber in seinem historischen Nebenberuf, in der Arbeit an den «Calendars» und im besonderen in der kongenial einfühlenden Beschäftigung mit Karl V. und seiner Epoche.

Für den deutschsprachigen Leser mochte das Standardwerk des Göttinger Universitätsprofessors *Karl Brandi* als das Thema Karl der Fünfte erschöpfend erschienen sein. Aber auch dem zentral-europäischen Historiker bringt das englisch geschriebene und stellenweise sogar etwas amerikanisch gedachte Werk Tylers durchaus Neues, und auch das Altbekannte ist hier von einem anderen, westlicheren Blickpunkte aus gesehen.

Neu ist vor allem, was auf Quellen beruht, die Brandi ganz oder teilweise entgangen sind, wie z. B. die Berichte des polnischen Gesandten Danticzek (latiniert in Dantiscus) an seinen Hof (S. 56). Aber auch die zwei Kapitel über die spanisch-englischen Hof- und Familienbeziehungen (S. 197—231), über «The finest match of the world», nämlich jenes von Karls Sohn, Philipp II., mit Mary von England, gehen über Brandis Darstellung quellen- und inhaltsmäßig weit hinaus. Daß diese politisch so vielversprechende Ehe kinderlos blieb, ist eine der vielen Tragödien im Leben Karls V. gewesen.

Eine andere war das Versiegen des Goldstromes aus der eben erst entdeckten Neuen Welt, bzw. dessen Versickern in fremden Taschen. Das Bewußtsein schein-

bar unbeschränkter finanzieller Möglichkeiten hat Karl V. verführt, finanziell Unmögliches zu wagen, wodurch er immer tiefer in Schulden geriet und seinem Sohn den Staatsbankrott hinterließ. Tyler, der realistische Amerikaner, hat seinem Buche ein meisterliches Kapitel (S. 232 bis 258) über die Finanzen, Geld- und Preispolitik zur Zeit Karls V. eingefügt, dessen reiches, neues Material das Interesse des Werkes über die Kreise der zünftigen Historiker hinaus in die Kreise der zünftigen Wirtschaftswissenschaftler auszudehnen vermag. Wir erfahren daraus mit Horror, daß der Kaiser sich Darlehenszinse über 43% gefallen lassen mußte, daß er dem Genuesen Figuerova für 340 000 geliehene Kronen 960 000 Kronen hat zurückzahlen müssen (S. 244) usw.

Bereichern so zweifellos diese spezifisch Tylerschen Kapitel die von Brandi zusammengetragenen historischen Kenntnisse über die Epoche Karls V. um wichtige, neu gesehene Aspekte, so gewinnen auch jene Abschnitte, in welchen der Verfasser schon mehrfach gepflügten Boden betritt, dadurch ein höchst lebendiges Interesse, daß er diesen mit teils neuen Details düngt, teils mit echt amerikanischem Humor würzt. Dies gilt u. a. auch von dem Abschnitt, in dem Tyler der Ahnenenschaft des Kaisers zu Leibe rückt und sowohl die moslemischen wie die jüdischen Quartiere seines Stammbaumes aufzeigt (S. 22/23), einen lehrreichen onomastologischen Absatz über die Namensgebung in der kaiserlichen Familie bringt, aber erstaunlicherweise auf die Festnagelung der geistesgestörten Ahnenlinie (über Portugal und Lancaster zu den englischen Gaunts) verzichtet.

Als echt amerikanische «witticisms» wird man Tyler ankreiden müssen, daß er das alt-österreichische Bundesschildwappen mit dem modernen Einbahn-Straßenzeichen in Verbindung setzt (S. 28); die Ähnlichkeit des jungen, bartlosen Ferdinand I. mit seinem heutigen Namensvetter Fernandel unterstreicht (S. 305); von den «steps and side-steps» des langen «italienischen Stiefels» spricht (S. 52); des Papstes Ablaßhandels-Politik als «clever bankers idea» stigmatisiert (S. 72); Luther eines «Public Relations sense» zeiht (S. 188) usw.

Tyler verzichtet, wie er es im Vorwort (S. 14) selbst sagt, auf die säkularen Ereignisse auf amerikanischem Boden in seinem Buche einzugehen, macht aber beißig (S. 251) die interessante Feststel-

lung, daß es der Entdeckung und Eroberung durch Conquistadoren aus Castilien und Leon (welch Lande er ein «peninsular Thibet» nennt) zur Last zu legen sei, wenn diese Landnahme in so unzivilisierten Formen erfolgt ist; Aragonier, Andalusier, Basken, Leute der Balearen würden das Geschäft viel eleganter und humaner besorgt haben, und die Beziehungen der iberischen Halbinsel zum zentral- und südamerikanischen Kontinent wären von Anbeginn in andere Bahnen geleitet worden.

Tylers Darstellung verliert sich im übrigen nicht in retrospektiven Geschichtsspekulationen noch in sonstigen nebengeleisigen Details, sondern hält durch das ganze Buch das hohe Niveau, das seinem besonders hohen Helden entspricht, dem Größten aller Habsburger zwischen deren erster Größe, Rudolf, und der Letzten, Maria Theresia.

Obwohl Tyler hervorhebt (S. 25), in keiner der Schriften Karls V. auf den Namen Habsburg gestoßen zu sein, und an anderer Stelle vermeint, an dem Kaiser eine Art habsburgischen Minderwertigkeitskomplex gegenüber den angeblich älteren Fürstenhäusern Frankreichs, Englands und Spaniens durchzupüren zu sollen, kann doch wohl kein Zweifel darüber bestehen, daß sich Karl V. der Größe, Ritterlichkeit und Vornehmheit seines deutschen Stammhauses voll bewußt war, dessen besondere Ansprüche und Verpflichtungen voll erkannt und übernommen hat. Gewiß haben das burgundische Erbe und die niederländische Kindheit, das kastilisch-aragonische Erbe und die iberische Jugendzeit das Ich-Bewußtsein des Menschen Karl besonders geprägt; aber schon die mütterliche Erziehung durch die durch und durch habsburgische Tante Margarethe, Tochter Maximilians I., hat in dem undeutsch aufgewachsenen Emperador und Großmeister des burgundisch-spanischen Goldenen Vließes das stolze Zugehörigkeitsgefühl zu dem mächtigsten europäischen Herrschergeschlecht deutscher Abstammung als voll bewußte Grundlage und Achse seines Kaisertums eingepflanzt.

Allerdings hat das planetare Anwachsen des habsburgischen Machtbereiches in seiner eigenen Generation Karl V., als den westlich orientierten, älteren Bruder späterhin veranlaßt, die östliche Hälfte seiner Reiche seinem jüngeren Bruder, Ferdinand I., anzuvertrauen — nicht «abzutreten»! —, wodurch die ostmärkischen

Stammlande der Hausmacht zu den österreichischen Erbländern des Hauses Habsburg zusammengeschweißt wurden. Diese Linie erhielt und übernahm denn auch die römische Kaiserkrone Karls des Großen, die auch bisher nur germanische Häupter geziert hatte. Der eiserne Familienzusammenschnitt des Gesamthauses Habsburg blieb aber auch in der Folge durch eine konsequente Politik von Wechselheiraten für vier Generationen bis zum Erlöschen der Mannesstämme beider Linien, der spanischen (Karl II. †1700) und der österreichischen (Karl VI. †1740), gesichert und aufrechterhalten.

Unbewußt dem Beispiel des Kaisers folgend, relegiert auch sein Historiograph Tyler die österreichischen Belange seines Buches in ein einziges Kapitel unter dem bezeichnenden Titel «Östliche Fragen» (S. 131—155). Vielleicht weil er diese Fragen, ebenso wie jene der weltbewegenden religiösen Ereignisse der Epoche Karls V. von Brandi eingehend und erschöpfend behandelt wußte, dessen gewissenhafter Quellenforschung Tyler, wie überhaupt dem wissenschaftlichen Range seines freilich deutsch-protestantisch gesehenen Werkes in vornehmster Weise Tribut zollt (Bibliographie S. 357: «Pride of place belongs to the notable work of Karl Brandi»).

Der amerikanische Verfasser wird aber dem europäischen Leser nicht nur durch die Vornehmheit seiner gesamten schriftstellerischen Haltung nahegebracht, sondern auch durch die Wärme seines menschlichen Fühlens für den Heros seines Werkes. Tyler, der viele Hunderte von Briefen Karls V. gelesen hat, findet, sie seien «durch ihren lebendigen und kraftvollen Stil, in ihrer aufrichtigen Empfindung und mit ihren Blitzen von Humor» «a delight to read» (S. 278); und durch den Satz gegen Ende des Buches, wo der Verfasser von seinem Idol regelrecht Abschied nimmt (S. 284: «and so we take leave of the Emperor») klingt tief menschliche Verehrung und Verbundenheit. Selbst gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, läßt Tyler sein Buch mit den Worten des Karl V. gleich ergebenen Hidalgos Quijada ausklingen: «Thus ended the greatest gentleman there ever was or ever will be» (S. 285).

Auf dieser tiefen persönlichen Verehrung Tylers für Karl V. beruht auch ein wohl einzigartiges historiographisches Werkzeug, das er seinem Buche beigegeben hat, und das den Mönchsleib und die

Liebe beweist, die der amerikanische Verfasser dem Studium des Kaisers gewidmet hat: eine monat- und tageweise zusammengestellte Chronologie von Karls V. Leben und Erleben, mit einer kompletten länderweisen Sonderaufstellung aller seiner Reisen und Ortsveränderungen (S. 321—350).

Es fällt darin auf, daß dieser Beherrscher des Abendlandes, der sein Regierungs-Gewerbe sozusagen im Umherziehen ausgeübt hat, zeitlebens nie in oder durch die Schweiz gekommen ist. Da möchte wohl die endgültige Trennung der Eidgenossen vom Reich unter dem Großvater Maximilian I. und die darüber empfundene bitteren Gefühle des altaargauischen Geschlechtes Habsburg noch in Karl V. nachgeklungen haben — oder war es eher die Unwegsamkeit der damaligen Schweizer Transitverbindungen, die den gichtischen, in Sesselsänften reisenden Kaiser von den Alpenpässen und -tälern abgehalten haben möchte?

Tyler jedenfalls zeigt für das helvetische Land, in dem er so lange gelebt und gewirkt hat, wärmeres Interesse als der Kaiser, insbesondere für Genf, deren Hugenottenfamilien aus Lucca er ebenso erwähnt (S. 129), wie die edle Inschrift auf dem Sühnmal für Servette (S. 122).

Der amerikanische Historiograph weiß überhaupt in seinem ganzen Buche die Vergangenheit in höchst anregender Weise mit der Gegenwart zu verknüpfen.

Schon im 2. Kapitel (S. 50) weist der Autor darauf hin, daß die durch die Politik Karls V. und seiner großen Staatsmänner angebahnte Regelung («settlement») der europäischen Dinge im großen und ganzen bis zum ersten Weltkrieg andauert hat, und erst der zweite Weltkrieg sie zum endgültigen Zusammenbrüche gebracht und damit den Weg für die moskowitische Hegemonie freigelegt hat, deren Gefahr schon Jahrhunderte zuvor die Verbindung der Häuser Habsburg und Jagello durch Wechselheiraten veranlaßt hatte.

Zu Ende des Buches kommt der Verfasser auf diese Gedankengänge zurück und röhmt die aus den Zeiten Karls V. stammende führende Rolle eines «de-germanisierten» Österreich in Europa.

In einem ganz für die heutige Zeit gedachten Absatz am Schluß des Buches (S. 284) stimmt Tyler, der als Hochkommissär des Völkerbundes längere Zeit in Budapest gewirkt hat und daher in den Donauländern Bescheid weiß, ein über-

zeugtes Lob- und Grablied auf die alte österreichisch-ungarische Monarchie an: «Viele Donau-Menschen, nicht nur Österreicher und Ungarn, blicken nun nach dem subtileren und menschlichen Regime zurück, das mit Habsburg untergegangen ist.» Und die Vorzüge der alten habsburgischen Ordnung sieht Tyler, rückblickend, «in dem halb humoristischen, halb ironischen Verständnis für die Unfähigkeit der Menschen, ihre Ziele durch plötzliche Neuerungen zu erreichen», mit der Maßgabe, «daß man sich lieber mit jener bescheidenen Besserung seines Loses zufrieden geben sollte, welche bescheidenes Wirken herbeizuführen vermag — besser als alles zu verlieren, indem man das Absolute wagt». Dies sei die wahre Essenz von Karls V. Lebensphilosophie, die ihn konsequent bis nach San Juste führte. Es ist dies aber auch eine treffende Definition der Politik des «Fortwurstelns», mit der die lothringischen Nachfahren des habsburgischen Kaisers Karl V., insbesondere Kaiser Franz Joseph die großmächtige

«domus austriaca» bis zum bitteren Ende zusammengehalten haben.

Zum Thema dieses Endes bringt Tyler «unterm Strich» (S. 284) noch ein sensationelles Zitat aus Eduard Beneschs Doktor-These (Paris 1908) bei: «Man spricht viel von einer Auflösung Österreichs. Ich glaube nicht daran. Die historischen und wirtschaftlichen Bande, welche die österreichischen Völker aneinander fesseln, sind zu stark, als daß eine solche Auflösung sich vollziehen könnte.»

So würzt der amerikanische Geschichtsschreiber und internationale Diplomat sein Buch über den Kaiser des XVI. Jahrhunderts allenthalben mit Anspielungen und Reflexionen des XX. Jahrhunderts und gestaltet so die Lektüre dieses Geschichtswerkes zu einem höchst anregenden Erlebnis der Jetztzeit.

Hugo von Haan

¹⁾ Royall Tyler: The Emperor Charles the Fifth. George Allen and Unwin Ltd., London 1956.

J. G. Hamanns Hauptschriften erklärt

Ein Zürcher Literaturkritiker hat jüngst seiner Verwunderung darüber Ausdruck gegeben, daß gewisse bedeutende Autoren der Vergangenheit bis heute noch keine Gesamtausgabe bekommen haben, während andere wie Kierkegaard und Hamann neuerdings gleich in zwei verschiedenen Gesamtausgaben erscheinen.

Nun, was Hamann betrifft, hat er aus einer ungenauen Kenntnis der Dinge heraus geurteilt. Die auf sieben Bände berechnete Reihe *Hamanns Hauptschriften erklärt*, welche von F. Blanke und L. Schreiner im Verlag Bertelsmann zu erscheinen beginnt, bedeutet keine Doppelspurigkeit gegenüber der Gesamtausgabe von Hamanns Werken, die Jos. Nadler 1949—1953 besorgt hat, sondern ist vielmehr eine nötige Ergänzung dazu, wie auch die Gesamtausgabe von Hamanns Briefen, von der 1955 und 1956 die beiden ersten von insgesamt sieben Bänden erschienen sind. Die Schriftenreihe «Hamanns Hauptschriften erklärt» ist, wie der Name sagt, ihrem Wesen nach in erster Linie ein Kommentar, und ein solcher ist tatsächlich sehr nötig, da Hamanns Schriften sehr schwer zu verstehen sind.

Das galt schon für die Zeitgenossen; nicht einmal er selbst hat sie später in allen Einzelheiten verstanden¹⁾.

Aber was ist es denn, das auch heute noch zur Lektüre dieses dunkeln Autors lockt? Es ist ein Dreifaches: seine Persönlichkeit, die Grundgedanken seiner Werke und seine religiöse Existenz. Der Mann, der bei einer stupenden Belesenheit in der Literatur des Altertums und der gesamten damaligen philosophischen und gedanklichen Literatur als Freischärler gegen den Geist seiner Zeit zu Felde zog, ist dadurch zu einer ungewöhnlich originalen Figur geworden. Wer vor allem dieser Persönlichkeit begegnen will, der hält sich — wie schon Goethe tat — am besten an seine ziemlich gut lesbaren Briefe. In seinen Werken aber wird die philosophische und christliche Substanz noch deutlicher sichtbar: die Auseinandersetzung

¹⁾ J. G. Hamanns Hauptschriften erklärt. Herausgegeben von F. Blanke und L. Schreiner. Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh 1956. 1. Band: Die Hamann-Forschung. 7. Band: Golgatha und Scheblimi.

mit dem Geist der Aufklärung, das Tasten nach jener Einheit des menschlichen Wesens, in der das Sinnliche nicht nur Lückenbüsser, sondern vollgültiger Bestandteil ist und eine Christlichkeit die, ganz in der göttlichen Offenbarung wurzelnd, von großartiger Weite, Unbekümmertheit und Kraft war.

Die neue Hamann-Ausgabe des Bertelsmann-Verlages ist nun dazu bestimmt, die Lektüre von Hamanns Schriften für weitere Kreise (auch für Nicht-Fachleute, wie Blanke im Vorwort sagt) zu erleichtern.

Der erste Band gibt eine «Geschichte der Deutungen», welche zeigt, wie Hamann von den Zeitgenossen und der Nachwelt aufgenommen worden ist, angefangen mit Goethe und Hegel über Kierkegaard zu der umfänglichen Literatur der Gegenwart. Ein überaus interessantes Kapitel der Geistesgeschichte wird hier aufgerollt und eine umfassende Hamann-Bibliographie trägt alles Wichtige zusammen, was über Hamann geschrieben worden ist. Die kurSORISCHE Lektüre dieses Bandes kann als wertvolle Einführung in die Beschäftigung mit Hamann dienen. Ganz fruchtbar wird sie allerdings erst werden, wenn der Leser eine gewisse Bekanntschaft mit Hamann gemacht hat und eine Ahnung von den Problemen hat, die sich hier stellen.

Gleichzeitig mit dem ersten Band ist der siebente erschienen, der das letzte von Hamann selbst veröffentlichte Werk erklärt: die gegen Moses Mendelsohns «Jerusalem» gerichtete Schrift «Golgatha und Scheblimini» (d. h. Erniedrigung und Erhöhung).

Hier nun zeigt sich, was ein solcher Kommentar zu leisten imstande ist. Es gehört zu Hamanns Eigenart, daß er in der Auseinandersetzung ganz in den wörtlichen Formulierungen und Sätzen des Gegners lebt, sie bald ironisch, bald zustimmend, bald ablehnend verwendend. Dieses subtile Spiel wirklich zu verstehen,

ist ganz ausgeschlossen, ohne den Text des Gegners zu kennen. Aber wer hat schon Mendelsohns «Jerusalem» gelesen? Oder wer liest es Hamann zuliebe? Nun eben Lothar Schreiner, der Erklärer von «Golgatha und Scheblimini», hat es getan. Er hat es für einen weiten Kreis von Hamanns-Freunden getan und in seinem Kommentar immer die Sätze Mendelsohns an den betreffenden Stellen von Hamanns Schrift zitiert und darüber hinaus eine Fülle von wichtigen Einzelerklärungen gegeben.

Eine weitere Hilfe zum besseren Verständnis ist der Versuch, den Gedankengang Hamanns herauszupräparieren. Ob hier schon der ganz richtige Weg gefunden ist? Man kann daran zweifeln, ob man den Hamannschen Text, so wie es Schreiner tut, bis ins einzelne ordnen kann. Hier, wo es sich nicht um ein logisch-geradliniges, sondern um ein intuitiv-kreisendes Denken handelt, müßte wahrscheinlich eine andere Methode gesucht werden, denn die Gerade des Gedankenganges ist nur Hilfskonstruktion; der Kreis des Komplexes erst ist Wesen der Sache.

Wenn den Herausgebern daran gelegen ist, nicht nur an Gelehrte und Theologen zu gelangen, sondern auch an weitere, für christliches Denken interessierte Kreise, dann werden sie bei weiteren Bänden darauf bedacht sein, daß die Sprache noch etwas weniger fachtheologisch und mehr allgemein verständlich sei und daß *alles* Altsprachliche übersetzt wird. (Man wird übrigens annehmen dürfen, daß der von Prof. Blanke bearbeitete Band, der die «Sokratischen Denkwürdigkeiten» behandelt, solchen Wünschen sowieso entsprechen wird.) Aber schon jetzt wird jeder, der die Bedeutung Hamanns kennt und dem es daran gelegen ist, daß er noch besser bekannt wird, hocherfreut sein über das, was bereits geleistet worden ist mit den beiden bisher erschienenen Bänden.

Konrad Zeller

J. R. Rahn, Begründer der schweizerischen Kunstgeschichte

Es ist sehr erfreulich, daß die *Antiquarische Gesellschaft* eine umfassende Biographie *Johann Rudolf Rahns* herausgebracht hat, dem unser Land nicht nur als dem eigentlichen Entdecker unserer historischen Kunstschatze, sondern auch als deren Erhalter so viel verdankt. Eine Schenkung des verstorbenen Schwiegersohnes von Rahn, Dr. Hans Meyer-Rahn und ein Beitrag der Rahnschen Familienstiftung haben es ermöglicht, daß diese Schrift in bezug auf Umfang und Illustrationsmaterial beträchtlich das Maß eines normalen Neujahrsblattes überschreitet. Ursula Isler-Hungerbühler hat sich des Stoffes mit großer Sorgfalt und Sachkunde angenommen¹⁾.

Ein erster Teil behandelt in drei Abschnitten die eigentliche Lebensgeschichte, während zwei weitere Kapitel Rahns Tätigkeit als Kunsthistoriker und sein zeichnerisches Werk zur Darstellung bringen. Der Lebenslauf Rahns ist mit viel Liebe gezeichnet. Der Leser begleitet die Jugendschicksale Rahns, der schon so früh seine Eltern verlor, aber das Glück hatte, von liebevollen Verwandten betreut zu werden, dann seine Schulschwierigkeiten, die ihn, wie übrigens so manche prominente Persönlichkeit, irrigerweise als für akademische Studien ungeeignet erscheinen ließen und ihn zunächst auf die kaufmännische Laufbahn verwiesen, und schließlich den durch den klarblickenden Vormund veranlaßten Übergang zur Universität. Seine Studienjahre in Zürich, Bonn und Berlin mit ihren zahlreichen Wanderungen in Begleitung des treuen Freundes Gerold Meyer von Knonau ziehen an uns vorüber, seine Kunstreisen, sein Familienleben und seine Freunde. Die Darstellung vermittelt ein sehr sympathisches Bild dieser senkrechten, in sich ausgewogenen Persönlichkeit, die so stark in den Traditionen Zürichs verwurzelt war und deren ganze Liebe dem Kunstschaften unserer Heimat galt. Sodann analysiert die Verfasserin die wissenschaftliche Situation auf dem Gebiet der Erforschung der historischen Kunstdenkmäler der Schweiz, die vor dem Auftreten Rahns sich nur durch sporadische Veröffentlichungen charakterisierte; Jakob Burckhardt, der um eine Generation ältere, wandte sich frühzeitig der italienischen

Renaissance zu. So fiel Rahn die Aufgabe zu, die schweizerische Kunstgeschichte ganz eigentlich zu begründen; die wichtigste Frucht dieser Arbeit ist die «Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz», deren hohe Bedeutung voll gewürdigt wird. Anschließend wird seine vielseitige Tätigkeit in den verschiedenen Gesellschaften, Kommissionen und anderen Institutionen geschildert, die sich mit der Erforschung und Erhaltung unseres ererbten schweizerischen Kunstschatzes befassen, sowie sein unermüdlicher Kampf gegen dessen Verschleuderung und Verschandelung, schließlich auch sein Wirken als akademischer Lehrer, dem eine ganze Anzahl bedeutender schweizerischer Kunsthistoriker ihre grundlegende Ausbildung verdanken. Ein letzter Abschnitt behandelt die Zeichnungen Rahns, für den das Zeichnen seit frühester Jugend ein wahres Lebensbedürfnis war und der denn auch eine Unmenge davon hinterlassen hat. Eine wertvolle Auswahl davon ist bekanntlich zur Feier seines 70. Geburtstages publiziert worden. Mit feinem Verständnis untersucht die Verfasserin die im Laufe der Zeit auftretenden Wandlungen des Zeichenstils Rahns, dem aber doch im Grund — entsprechend seinem besonderen Interesse für die Architektur — die präzise Darstellung des Architekten mehr lag als die stimmungsmäßige des Malers. Eine Reihe wohl ausgewählter Illustrationen — Familienbilder, aber hauptsächlich Zeichnungen aus den verschiedenen Lebensabschnitten — schmückt das Buch.

Wer immer sich für das Kunstschaffen vergangener Jahrhunderte in der Schweiz interessiert, wird diese Schrift mit großem Genuss und Gewinn in die Hand nehmen. Und wer, wie der Schreibende, den Vortzug gehabt hat, Rahn noch persönlich als Lehrer zu erleben, gibt sich Rechenschaft, wie wahrheitsgetreu das Bild dieses bedeutenden Gelehrten, dieses gütigen und humorvollen Menschen getroffen ist.

Hans Frick

¹⁾ Ursula Isler-Hungerbühler: *Johann Rudolf Rahn, Begründer der schweizerischen Kunstgeschichte*. 121. Neujahrsblatt der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Schultheß & Co., Zürich 1956.

Berner und Schweizer Heimatbücher

In der bernischen schönen Literatur, zumal bei Gotthelf, spielt das «Stöckli», das Altenteil des Berner Bauern, eine gewichtige Rolle. Es ist also weit über die Grenzen des Berner Landes hinaus bekannt. Seine Entstehungsgeschichte war aber bis dahin noch nirgends geschrieben worden. Daher dürfte das Heimatheft von *Walter Laedrach*, *Das bernische Stöckli*, das sich mit dieser Frage erstmalig befaßt, eine weitgehende Beachtung finden¹⁾. Seiner historisch sorgfältig belegten Arbeit gibt Laedrach folgende Einteilung: Die Heidenstöcke, Das Küherstöckli, Das Bernische Bauernstöckli, Die Bewohner des Stöcklis. Als Illustration des interessanten Textteils dienen in der Hauptsache Eigenaufnahmen des Verfassers. Einige Bilder bringen auch Aufnahmen des «Herrenstockes», der im 18. Jahrhundert für jüngere Patriziersöhne erstellt wurde, die dem Ältesten und daher Erben im Schloß weichen mußten.

Von allen Schweizerstädten weist wohl Biel städtebaulich die größten und reizvollsten Gegensätze auf. Es ist deshalb nur recht und billig, daß dieser Stadt gleich zwei Heimatbücher gewidmet sind. *Werner Bourquin* stellt uns in Bild und Wort *Alt-Biel* vor, *Guido Müller Das neue Biel*²⁾. Mancher, der Biel nur flüchtig auf der Durchreise berührt, hat keine Ahnung, daß sich hinter den modernen Häuserfluchten ein ganz in sich geschlossener Stadtkern birgt, mit Häusern aus dem 16. Jahrhundert, mit Arkaden und stillen Brunnenplätzen. Bourquins Buch führt uns all diese architektonischen Kostbarkeiten vor Augen und macht uns im Textteil mit der Geschichte der Stadt bekannt, von der er nicht nur das materielle, sondern auch das «geistige Antlitz» erfaßt und verdeutlicht. — Biel als moderne, emporstrebende Industriestadt lernen wir durch Guido Müllers Heimatheft kennen, das in seiner Mannigfaltigkeit dem erstgenannten an Reiz durchaus nicht nachsteht. Modernstes Wohn- und Geschäftsviertel, genossenschaftliche Wohnsiedlung am Stadtrand, Schulhäuser, Fabrikanlagen, aber auch Stadtpark und Strandbad und Biels neuste Errungenschaft, auf die es mit Recht stolz ist: die Eidgenössische Turn- und Sportschule Magglingen, sprechen

uns in sehr schönen Aufnahmen an. Im erläuternden Textteil widmet der Verfasser Biel als der «Zweisprachenstadt» ein sehr beachtliches Kapitel, das mit seinem Hinweis auf das leider ausgestorbene «Bieldytsch» und einer entsprechenden Mundartprobe aus den Gedichten des Pfarrers Adam Friedrich Molz (1790—1879) für den Sprachforscher von besonderem Interesse sein dürfte.

Das bernische Jubiläumsjahr rief einem Heimatheft besonderer Art. Dieses ist der *Bernerin* gewidmet³⁾. In seine Verfasserschaft teilen sich in schönster Zusammenarbeit die sieben Bernerinnen: Dr. *Hedwig Wäber*, *Elisabeth Baumgartner*, *Helene Stucki*, *Elsa Strub*, Dr. *Agnes Debrit-Vogel*, Dr. *Nelly Jaussi*, Dr. *Katharina Schütz*. Bundesrat Dr. *Markus Feldmann* schrieb Worte zum Geleit. — Auf so engbegrenztem Raum konnten natürlich nur Ausschnitte aus dem weiten Stoffgebiet zur Ausführung kommen, und so trägt das Buch den Stempel des Fragmentarischen, wobei aber die einzelnen Aufsätze in sich abgerundete Einheiten bilden. Ein Kapitel ist der Berner Patrizierin gewidmet, eines entwirft eine Charakteristik der Berner Bäuerin, ein anderes erzählt von den bernischen Lehrgöttern alter und neuer Zeit; die bernische Frauenbewegung wird im Wandel der Jahrhunderte geschildert; es folgen drei kurze Lebensbilder von Amelie Moser-Moser, Bertha Trüssel und Dr. Emma Graf; schließlich gilt eine Darstellung der Bernerin im Erwerbsleben und eine andere der Bernerin in Dichtung und Kunst. Sehr zu begrüßen als Nachschlagewerk ist das kleine «Lexikon bedeutender Berner Frauen», welches das reichhaltige Doppelbändchen abschließt, in welchem echt bernische Frauenart mit viel Treue und Liebe zur Sache festgehalten ist. Illustrierende Bilder sind dem Text eingestreut, namentlich in Form von Porträtreproduktionen.

Schon Band 3 der Berner Heimatbücher «Beim Grindelwaldner Bauer» führte in das einzig schöne Bergtal «den Gletschern by». Es ist zu begrüßen, daß sich nun neuerdings *Hans Michel* in seinem Werk *Grindelwald, das Gletschertal*, in einem weiter gezogenen Rahmen mit diesem Stücke bernischer Hei-

mat befaßte, es dem Leser geographisch und geschichtlich erschließend. Die Aufnahmen der Landschaft und ihrer Menschen sind beglückend, und eine humoristische Note verleihen dem Bilderteil die Wintersportphotographien aus der Jahrhundertwende. In einem Vierfarbendruck ist dem Bändchen die bekannte Ansicht des «Glacier inférieur de Grindelwald» von G. Lory, fils, vorangestellt⁴).

In zweiter, durchgesehener und erster Auflage liegt das Buch *Albert Anker, Leben, Persönlichkeit, Werk, von Hans Zbinden* vor⁵). Die Reproduktionen stehen drucktechnisch noch auf einem höheren Niveau als diejenigen der ersten Auflage. Der Verfasser hat die Mühe nicht gescheut, auch im Textteil stilistisch manche Verfeinerungen anzubringen. Im Bilderteil begrüßt man es, daß an Stelle des Gemäldes «Die Königin Bertha lehrt die Kinder spinnen» nun das lebensnahere und künstlerisch ansprechendere Bild «Pestalozzi in Stans» vertreten ist. So bringt die zweite Auflage dieses Heftes auch dem, der es bereits in erster besitzt, manche reizvolle Überraschung. Hans Zbinden hat mit der ihm eigenen Einfühlungsgabe diesen volkstümlichsten Berner Künstler gezeichnet. Zum Gotthelf-Jubiläumsjahr ist die Würdigung Ankers als Illustrator Gotthelfs und die Gegenüberstellung der beiden großen Berner ein wertvoller Beitrag kritischer Forschung.

Sämtliche Umschlagzeichnungen der vorliegenden Berner Hefte (mit Ausnahme des Ankerheftes) sind von *Eugen Jordi, Kehrsatz*, entworfen.

In der aargauischen Reihe der Schweizer Heimatbücher ist als zweiter Band eine Monographie über *Zofingen* von *Adolf Siegrist* erschienen⁶). Der Verfasser schildert in lebendiger Weise die «dramatisch bewegte Vergangenheit» dieses «eigenartigen Städtchens», das unter den Habsburgern ein glänzendes Ritterfest sah, dann mehrere schreckliche Brände, von den Bernern belagert und zur Kapitulation gezwungen wurde, aber unter der bernischen Herrschaft nicht unglücklich war, weil es viele Freiheiten genoß, unter dem Einfluß des Reformators Sebastian Hofmeister aus Schaffhausen den neuen Glauben annahm, den Bernern bei Neuenegg gegen die Franzosen so tapfer zu Hilfe eilte, und dann im Einheitsstaat der Helvetik

zum neugegründeten Kanton Aargau kam. Es wird erzählt vom industriellen und geistigen Leben der Stadt und von ihrer Festfreudigkeit (Studentenfest der Zofinger und Kinderfest). An Hand von Bild und Text wandert der Leser durch Vergangenheit und Gegenwart und nimmt sich vielleicht, angeregt durch das Buch, selber einmal die Mühe, den Gotthardzug in Zofingen auf einige Stunden zu verlassen. — Der Umschlagentwurf ist *Felix Hoffmann, Aarau*, zu verdanken.

Durchblättert man den Bilderteil des Heftes *Trogen* von *Oskar Wohnlich*, fallen einem die vielen vornehmen Bauten öffentlicher und privater Zugehörigkeit auf⁷). Der sorgfältig dokumentierte Text gibt Aufschluß darüber. Die Geschichte des Appenzeller Dorfes Trogen ist weitgehend auch die Geschichte der Familie Zellweger, deren Baufreudigkeit im 18. Jahrhundert es größtenteils seinen Reichtum an architektonischen Besonderheiten zu verdanken hat. Weitere Bilder und ihr Kommentar erinnern daran, daß Trogen seit langem berühmt ist wegen seiner alle zwei Jahre stattfindenden Landsgemeinde und neuerdings um seines Pestalozzi-Kinderdorfes willen. Schon aus diesem Grunde wird das Buch eine weite Verbreitung finden. Der Umschlagentwurf ist von *H. Haupt-Battaglia, Bern*.

Landschaft, Geschichte und Volkskunst des Toggenburgs bringen uns *Heinrich und Albert Edelmann* in ihrem Buch *Das Toggenburg* in schöner Zusammenarbeit nahe⁸). Die Stube der Zwinglihütte in Wildhaus veranschaulicht die Reproduktion eines Stiches von Isenring; an Ulrich Bräker, den durch seine Selbstbiographie bekannt gewordenen «armen Mann aus dem Toggenburg», erinnert die Photographie eines von ihm geschreinerten und bemalten Troges. Bild und Text erwähnen die Blütezeit der Toggenburger Ofenkeramik des 18. Jahrhunderts, den Bau von Hausorgeln durch Vater und Sohn Wendelin, den Sonntagstaat der Toggenburger Sennen, dessen leuchtendes Rot man allerdings gern in einer farbigen Reproduktion sähe, und die noch heute an Alpaufzügen und Alpfesten in Schwingung versetzten Sennschellen. Das Toggenburger Heft macht jeden Schweizer stolz darauf, daß in diesem Tal noch so viel uraltes Brauchtum lebendig ist. — Der Umschlagentwurf stammt von

Albert Edelmann, und die Textillustrationen zeichneten Heinrich Edelmann und Schüler von Dicken.

Helene v. Lerber

¹⁾ Walter Laedrach, Das bernische Stöckli, Nr. 47. ²⁾ Werner Bourquin, Alt-Biel, Nr. 46, und Guido Müller, Das neue Biel, Nr. 48. ³⁾ Die Bernerin,

Festgabe zum 70. Geburtstage von Rosa Neuenschwander, Nr. 52. ⁴⁾ Hans Michel, Grindelwald, Das Gletschertal, Nr. 53. ⁵⁾ Hans Zbinden, Albert Anker, Leben, Persönlichkeit, Werk, zweite Auflage, Nr. 10/11. ⁶⁾ Adolf Siegrist, Zofingen, Nr. 43. ⁷⁾ Oskar Wohnlich, Trogen, Nr. 51. ⁸⁾ Heinrich und Albert Edelmann, Das Toggenburg, Nr. 52. Verlag Paul Haupt, Bern.

Ein Tal ertrinkt

Meinrad Inglin hat einen Roman geschrieben, der eine in der schweizerischen Literatur seltene Verbindung der Thematik eingeht. *Urwang* ist der Name eines imaginären Tales der Innerschweiz, das von der modernen Technik in Gestalt eines Stauwerkes heimgesucht wird. Ein Heimatbuch also, das jedoch unversehens eine Ausweitung in ein, man möchte sagen: zivilisatorisches Problem erfährt. In dem engen und dürftigen Urwang-Tal, wo fünf Bauernfamilien ihr karges Auskommen finden, wirft die Technik das überkommene Leben über den Haufen. Häuser und Weidegründe sollen überschwemmt, Menschen vertrieben werden. Doch nicht der materielle Umsturz macht das Leid der Menschen aus, sondern der geistige. Wer die Blumen dieses Tals ausreißt, sieht sie nach kurzer Zeit verwelken; den Menschen geht es nicht anders. Die Besten des Tales sind es nicht, die bald eine neue Heimstätte in fetteren Ackergebieten beziehen und die Erde ihres Tales so leicht von den Schuhen stäuben. Die andern, welche durch die reichliche Entschädigung der Baugesellschaft finanziell gewinnen, klammern sich dennoch an ihren Hof, an ihre Schulden und ihr frövolles Leben. Einmal abgezogen, das spüren sie, sind ihre Wurzeln verloren und sie selbst auch nichts mehr wert.

Die Gegenseite: die Technik und Industrie, ist nicht in vereinfachender Weise angeschwärzt. Der Vertreter des Stauwerks zeichnet sich im Gegenteil durch Konzilianz und Verständnis aus, er ist innerlich auf Seiten des todgeweihten Tales, obwohl der Beauftragte der Stadt. Wichtiger ist auch hier die geistige Wirkung. Nicht der Bau also, sondern die Geisteshaltung, die in seinem Gefolge ihn ver-

herrlicht und ein neues, rastloseres Leben einführt. Auf welcher Seite steht der Dichter? Auf derjenigen des Tals, das wird deutlich aus vielen liebevollen Details, und dennoch nicht gegen die Technik. Er bejaht sie, ohne sie zu unterstützen. Und bei sich weiß er genau, was sie an Abtötung des eingewurzelten Lebenserbes zur Folge hat. So warnt er eindringlich vor dem «Substanzverlust»: «Man müßte genau ausrechnen, was hier mit dieser Talschaft verloren geht und dort durch die Urag (= das Elektrizitätswerk) gewonnen wird. Der Gewinn würde den Verlust bei weitem nicht aufwiegen, die Rechnung könnte nur mit einem Defizit abschließen, das nicht mehr gedeckt werden kann, mit einem Substanzverlust... Der Gewinn versickert im Massenhaften, in Geschäft, Verkehr, Technik, er rinnt in die riesige Mühle der internationalen Zivilisation wie ein Bach in den Strom. Er hat nichts Besonderes mehr, nichts Persönliches, kein Gesicht, keinen inneren Wert. Hier im Urwang aber hatte alles, was geopfert wurde, sein lebendiges Dasein und unverwechselbares Gesicht, Wert und Schönheit, und das ist trotz allen Vergütungen und Umsiedlungen verloren.

Eine solche Meinung würde man «reaktionär» nennen, wäre sie nicht, seit knapp einem Jahr durch einen Umschwung, von eben dieser Technik herbeigeführt, zum Ausdruck zeitbewußten, ernsten Denkens geworden. Inglin weist auf den Grundgedanken hin, wenn er schreibt: «Nachdem aber feststeht, daß elektrische Energie in absehbarer Zeit auch mit Atomkraft erzeugt werden kann, hat die Wirtschaft jedenfalls nicht das geringste Recht mehr, zur Ausnutzung der Wasserkraft bewohnte Täler zu vernichten.» Es gehört Mut da-

zu und Fortschrittsglaube, solches in einem Lande auszusprechen, das noch nicht so schnell bereit ist, die neue Energiequelle nutzbar zu machen. «Urwang» ist ein Buch der Regionalliteratur, gewiß,

aber seiner Themastellung und seines weitgesteckten Denkens wegen reicht es darüber hinaus in nationales Interesse.
(Atlantis Verlag, Zürich.)

Georges Schlocher

Der große Brockhaus

Die beiden neuen Bände des Großen Brockhaus bestätigen und vertiefen noch den positiven Eindruck, den schon die früheren von der Neugestaltung des berühmten Nachschlagewerks vermittelten¹⁾. Es ist ebenso sehr die Sachlichkeit der Behandlung, wodurch sich dieses Standard-Lexikon auszeichnet, wie der Reichtum und die Vielfalt seines Inhalts.

Da werden, um zunächst auf das Biographische hinzuweisen, in vortrefflicher Darstellung etwa Grillparzer, Heine, Herder, Jean Paul, Kant, Karl der Große, Gottfried Keller, Keats, Kierkegaard, Kipling oder Kleist behandelt. Mit Namen wie Romano Guardini, Nicolai Hartmann, Sven Hedin, Jannings, Jaspers, Joyce, C. G. Jung, Kafka oder Kasack, um wieder nur eine Auswahl herauszugreifen, führt dieser sorgfältig ausgebaute biographische Teil bis in die Gegenwart.

Von besonderem Interesse sind wie in den früheren Bänden wiederum die umfangreichen, auch Geschichte, staatliches und kulturelles Leben berücksichtigenden Ländermonographien: Indien, Japan (10 Seiten), Jugoslawien, Kanada. In nicht geringerem Grad vermögen auch die kürzeren geographisch-historischen Notizen, z. B. über Guatemala, Hamburg, den Jemen, Jerusalem, Kairo, Karlsruhe, Kolumbien oder Korea zu fesseln. Eine eingehende Darstellung erfahren Juden und Judentum. Hier wie in der Behandlung religiöser Stoffe, etwa unter den Stichwörtern Jesus Christus, Jesuiten, Katholische Kirche, Hinduismus, ist das Streben nach allseitig gerechter Darstellung, die den Benutzer in möglichster Objektivität umfassend unterrichten will, deutlich zu spüren. Diese gleiche Haltung strikter Unpar-

teilichkeit sichert auch den politisch-soziologischen Artikeln, z. B. unter Kaiser, Kapitalismus, Kartell, Klasse, Kolonie, Kommunismus, ihren informativen Wert. In Fragenkomplexe, die gerade für die Gegenwart wichtig geworden sind, führen die Artikel Jugend (Jugendbewegung, Jugenderziehung) und Kind (Kinderrecht, Kinderkrankheiten, Kinderheilkunde) ein. Auch unter Schlagwörtern wie Keramik, Komödie, Klassik, Klassizismus, Kunst, Kultur findet der Fragende sehr schöne und wohlfundierte Betrachtungen.

Eigentliche Glanzstücke enthalten die Bände in den Artikeln, die das technisch-naturwissenschaftliche Gebiet beschlagen. Da orientieren kleine, gedrängte Abhandlungen, die trotz ihrer Kürze doch lesbar und verständlich bleiben, etwa über Kaffee, Kakao, Kakteen, Kali, Kartoffel, Kautschuk, Kristall, über medizinische Fragen (Krankheit, Krankenhaus, Krebs) und besonders aufschlußreich über Kernphysik, kosmische Ultrastrahlung, Kraftwagen und Kunststoffe.

Zum Schluß seien noch die Literaturangaben erwähnt, die eine willkommene Hilfe für weitere Beschäftigung mit den betreffenden Gegenständen gewähren. Hohes Lob gebührt vor allem noch dem reichen Abbildungsmaterial, das die Darstellung unterstützt, im besonderen den zahlreichen Kunstdrucktafeln der auch sonst vortrefflich ausgestatteten Bände.

Tarachand Roy

¹⁾ Bd. V u. VI, Verlag F. A. Brockhaus, Wiesbaden 1954/55; vgl. Besprechungen Bd. I u. II, November 1953, S. 509, und Bd. III u. IV, Juni 1955, S. 187.

Die Abneigung gegen den Kapitalismus

Die Leser der «Schweizer Monatshefte» erinnern sich an den Aufsatz über Vollbeschäftigung und Währungspolitik in der Januarnummer 1957, in welchem der liberale Denker *Ludwig von Mises*, dessen langes Leben dem Lehren wirtschaftlicher Grundtatsachen gewidmet war, komplizierteste Zusammenhänge auf überblickbare Gedankengänge reduziert und in eindrücklich simpler Formulierung dem Leser nahe bringt. Dem gleichen Verfasser verdanken wir ein Buch, das auf knappem Raum und in treffsicheren Formulierungen für persönliche Freiheit, für Marktwirtschaft und für den Kapitalismus eintritt¹⁾. Das umfassende Wissen des Autors und seine Sattelfestigkeit in weltanschaulichen Dingen ermöglichen ihm, einen brillanten Essay zu schaffen, von dem man nur bedauern kann, daß er nicht in deutscher Sprache zur Verfügung steht, denn mit Begeisterung würde man das Buch seinen Freunden schenken, die mit entgegengesetzten Auffassungen liebäugeln! Aus der reichen Fülle einprägsamer Gedankengänge seien an dieser Stelle bloß wenige Rosinen herausgeklaut.

Sozialismus — und dieser Ausdruck möge hier einfachheitshalber auch für Kommunismus oder Interventionismus stehen — ist als Wirtschaftssystem undurchführbar, weil die sozialistische Wirtschaft in ihrer Sterilität keine Möglichkeit besitzt, sich an einer ökonomischen Kalkulation auszurichten. In der freien Marktwirtschaft dagegen, unter der Herrschaft des vielgeschmähten Kapitalismus, sorgt ein ununterbrochener Konkurrenzkampf aller gegen alle dafür, daß ein Maximum an allgemeiner Bedarfsbefriedigung eintritt. Die Gesamtheit der Käufer entscheiden, welches ihre Bedürfnisse sind und wie sie sie befriedigt haben wollen. Dieses ständig dauernde, anonyme Plebisit bestimmt, wem im Leben die Krone des Erfolgs zufällt. Kein Gewinner kann aber auf seinen Lorbeeren ausruhen, denn jederzeit kann jemand anders an den Markt gelangen mit einem Erzeugnis, das die Gunst der Käufer an sich reißt.

Es bildet sich ein hierarchisches System heraus, bei dem notwendigerweise immer nur wenige auf den obersten Sprossen der von den Käuferwünschen in prekärem Gleichgewicht gehaltenen Leiter des Erfolges stehen können. Körperliche, geistige oder charakterliche Veranlagung zwin-

gen viele Bewerber, sich mit unteren Charakteren begnügen zu müssen. In einem Klassenstaat fand sich jeder ab mit der ihm zugewiesenen Rolle, in die er hineingebohren worden war. Seitdem der Menschheit aber vor anderthalb Jahrhunderten die Errungenschaft beschert wurde, daß alle vor dem Gesetz gleich sind, nährt jeder Mensch das Gefühl, mehr zu brauchen, mehr zu können und mehr zu sein. Häufig entwickelt sich daraus eine Unzufriedenheit, und solche Unlust sucht sich ein Ventil, indem sie die herrschende Wirtschaftsordnung für das eigene Ungenügen verantwortlich macht. Durch Kritik am Kapitalismus sublimiert der Intellektuelle seinen Neid gegenüber erfolgreicheren Kollegen. Der Büroangestellte neigt dazu, seine eigene Tätigkeit in der Firma zu überschätzen, und übersieht, daß der oft besser bezahlte Arbeiter mit schwieligen Händen unter Umständen eine qualifiziertere Arbeit verrichtet. Der Autor oder Darsteller, der mehr als sonst jemand von den unberechenbaren Launen des nach abwechselnder Unterhaltung lechzenden Lesers oder Zuschauers abhängig ist, weiß, wie sein Ruhm auf Flugsand gebaut ist und macht das Wirtschaftssystem dafür verantwortlich.

Der Künstler ist von Natur aus nicht-konformistisch. Dank der Pressefreiheit, die nur in einer unsozialistischen Wirtschaft möglich ist, kann jeder Unzufriedenheit leicht Ausdruck verliehen werden. Nicht selten werden Angriffe auf die freie Marktwirtschaft finanziert von den für die tatsächliche Geschäftsleitung weniger geeigneten Nachkommen ehemals erfolgreicher Unternehmerfamilien. Der Leser verschlingt Detektivromane, weil er sich bei der Lektüre selber wie der Held vor-kommt. Die Theaterstücke gefallen sich darin, soziale Mißstände zu schildern, und zahlreiche sozialistische Autoren begnügen sich damit, schwache Seiten erfolgreicher Wirtschaftsführer zu beschreiben oder zu erfinden. Daß die Lesermassen für schlechte Bücher mindestens so empfänglich sind wie für gute, ist eine Tatsache, die dem Kapitalismus nicht zur Last gelegt werden darf.

Marx und Lenin sind Prototypen von Schriftstellern, die ihren Minderwertigkeitsgefühlen dadurch Luft verschafften, daß sie den Kapitalismus verdammten, ohne das Funktionieren der Marktwirt-

schaft überhaupt zu kennen. Ihre Theorien sind falsch. Dies zu beweisen, ist eine Angelegenheit der Nationalökonomie. Statt dessen haben die kollektivistischen Lehren willige Ohren gefunden. Da selbst in den Kreisen der Wirtschaftswissenschaften den planwirtschaftlichen Sirenen gesängen Gehör geschenkt wird, indem man sich die Mühe versagt, den Dingen auf den Grund zu gehen und die Unrichtigkeit der Ausbeutungstheorie oder der Lehre vom historischen Materialismus zuzustehen, ist es nicht verwunderlich, daß auch andere Kreise sich einlullen lassen. Kennzeichnend dafür ist die Haltung gewisser protestantischer Kreise. Ein von nicht ökonomischen Überlegungen getragener Einwand, der ziemlich verbreitet ist, rankt sich um den Gedanken, der Kapitalismus vertrage sich schlecht mit der Forderung nach Gerechtigkeit. Dieser

Einwand ist indessen unhaltbar. Er beruht auf der Voraussetzung, ein ewiges Gesetz teile jedem Menschen einen gleichen Anteil an den Gütern dieser Welt zu. Diese Voraussetzung ist bloße Tagträumerei. Die Natur ist nicht gütig. Sie ist kärglich. Sie ist darauf eingerichtet, das Wohlbefinden und das Leben des Menschen zu beeinträchtigen. Das Durchhalten sowie seinen heutigen Lebensstandard verdankt der Mensch seiner Vernunft und der Überwindung der Natur. Einzelnen Völkern ist dies besser gelungen als anderen, weil sie arbeitsamer und sparsamer waren.

Gaston Jaquemet

¹⁾ Ludwig von Mises: The anti-capitalistic mentality. Nostrand-Verlag. Princeton 1956.

Jede Art von Besitz soll der Mensch festhalten, er soll sich zum Mittelpunkte machen, von dem das Gemeingut ausgehen kann; er muß Egoist sein, um nicht Egotist zu werden, zusammenhalten, damit er spenden könne. Was soll es heißen, Besitz und Gut an die Armen zu geben? Löblicher ist, sich für sie als Verwalter betragen. Dies ist der Sinn der Worte: Besitz und Gemeingut. Das Kapital soll niemand angreifen, die Interessen (Zinsen) werden ohnehin im Weltlauf schon jedermann angehören.

Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre (6. Kapitel des 1. Buches)